

# Emil Wiedmer als Dichter

Autor(en): **Misteli, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **28 (1966)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861252>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

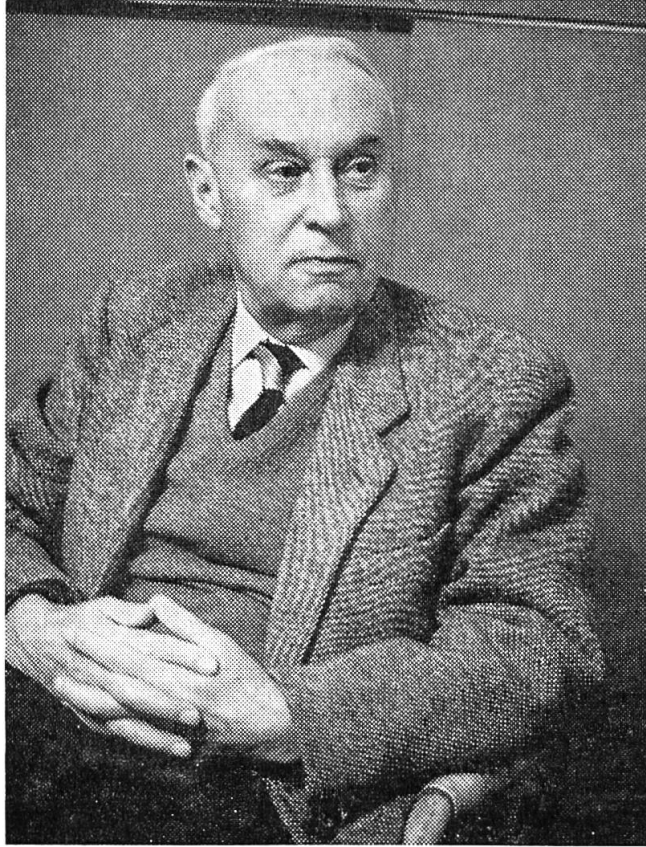
Unscheinbar und demütig kniet der Stifter vor den heiligen Personen, ganz in der traditionellen mittelalterlichen Art und Weise dargestellt. Erst im späten Mittelalter und in der Renaissance nimmt der Stifter die Dimensionen der übrigen Figuren an. Im Basler Kunstmuseum hängt eine mit der «Erdbeermadonna» vergleichbare Darstellung eines oberrheinischen Meisters um 1479 mit der Bezeichnung «Die Heilige Helena findet das Kreuz Christi». Der Stifter dieses Bildes kniet auch in der untern rechten Ecke und hält ein Spruchband mit den Worten: «O fili dei miserere mey» (O Sohn Gottes erbarme dich meiner). Die Behauptung, dass die kleine Figur nicht den Stifter, sondern einen verstorbenen Knaben darstelle, nach dessen Tod und zu dessen Ehren das vorliegende Werk gemalt worden sei, scheint wenig glaubhaft. Denn im allgemeinen wurden auf mittelalterlichen Bildern verstorbene Personen mit einem Kreuzlein gekennzeichnet. Zudem lässt das jugendliche Aussehen des Dargestellten nicht unbedingt auf einen Knaben schliessen, da vom Maler eine Ähnlichkeit der Gesichtszüge der gemalten Figur mit dem menschlichen Modell zu jener Zeit gar noch nicht beabsichtigt wurde.

Auf Mariendarstellungen des 14. und 15. Jahrhunderts fehlen selten Gefässe, welche die erwähnten Attribute Marias bergen. Die Mystik verbreitete die Vorstellung, wonach Maria selbst ein Gefäss sei, welches das Heranreifen der göttlichen Frucht ermögliche. In der Pariser Nationalbibliothek existiert ein kleines Neujahrsblättlein, das auch dem Meister des «Frankfurter Paradiesgärtleins» zugeschrieben wird. Das Christkind trägt dort ein Spruchband mit der Inschrift «ich habe dz krügel in min' hat glück heil öüch gesat». Mit diesem Hinweis auf die Glück und Heil bringende Funktion des Kruges wäre auch die Behauptung in Frage gestellt, auf der Solothurner Madonnadarstellung sei ein Tränenkrüglein abgebildet. Doch diese Einzelfragen sind für den Betrachter der «Madonna in den Erdbeeren» weniger wichtig. Vielmehr sollte er noch etwas von der innigen und ursprünglichen Frömmigkeit spüren, die der Maler in diese Solothurnische Kostbarkeit hineingelegt hat.

## Emil Wiedmer als Dichter

Von HERMANN MISTELI

Es ist gar nicht so leicht, sich ein richtiges Bild über den Dichter Emil Wiedmer zu machen. Denn da begegnet uns vorerst der überbeschäftigte Redaktor, der so viele Stimmen und Ratschläge zu hören bekommt, der mitten im Getriebe eines Zeitungsunternehmens sich seine durchaus eigene Meinung



wahrt, der Redaktor, der politischen Talenten mit gewandter Feder, ohne Rücksicht auf späteren Dank, zum Erfolg verhilft. Nicht zu übersehen ist ferner der Kenner der Künste, der sich mit feinem Spürsinn und viel Fachwissen für aufstrebende Maler, Bildhauer, Dichter einsetzt, sobald er deren Begabung erkannt hat. Es obliegt ihm, Theateraufführungen, Konzerte und Kunstausstellungen zu besuchen, um sie aus eigener Erfahrung besprechen zu können.

Befangen und nahezu gefangen in diesem grossen Aufgabenkreis, verlegt sich Emil Wiedmer nach annähernd 20 Jahren auf den Feuilletondienst, den er wiederum nicht leicht nimmt. Es lag ihm nicht, Neuerscheinungen nur «in der Diagonale» zu lesen, oder gar, sich nach der Meinung grösserer Zeitungen richtend und behutsam zuwartend, endlich ein Gemisch fremder Urteile als eigene Ansicht aufzutischen. Das «Sonntagsblatt» nahm ihn ebenfalls sehr in Anspruch und erforderte unzählige Lesestunden. Auf Buchbesprechungen verwendete er noch während der Ferien soviel Zeit, dass es nur wundert, dass

wie er überhaupt zu eigenem, schöpferischem Gestalten kam. Seine erste dichterische Leistung fällt denn auch bezeichnenderweise noch in die Zeit *vor* den Jahren der eigentlichen journalistischen Tagespflicht. Mit dem Gedichtband «*Die Ankunft*» (Benno Schwabe, Basel 1918) fand er weitherum Gehör, vor allem aber eine günstige Kritik vonseiten massgebender literarischer Stellen. So urteilte etwa Hermann Kienzel im «Tag»: «Ein Expressionist ist Wiedmer, aber einer, der das Chaos bändigt . . .» Weiter heisst es da vom jungen Verfasser, «dass er nicht Neurotiker ist, der sich verkrampft, nicht Bedeutsamkeiten durch Unverständlichkeiten vorspiegelt, nicht das Wort tötet, um einen Laut zu retten». Der über die Schweiz hinaus bekannte Redaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung», Eduard Korrodi, war erstaunt ob der «dichterischen Reife, die dem Gedichtband die Züge des durchaus ehrlichen Charakters gibt, ihn aus der Fülle alltäglicher Lyrik heraushebt». Walter Reitz fand im «Sonntagsblatt des Bund», Emil Wiedmer sei «der Vertreter der modernen, nicht mehr liedhaft geformten, sondern rhythmisch freien, aufgelockerten Lyrik, . . . Für ungeübte Ohren mögen diese Verse zunächst wie beschwingte Prosa klingen . . .» Ganz in diesem Sinne gefasst ist z. B. das folgende, zweistrophige Gedicht:

*Hochsommertag*

*Vogelkehlen wimmern,  
Versengend knistert das Gras.  
Brunnen verröcheln.  
Alle Strassen sind leer und gähnen,  
wie Mäuler aufgeschlagener Särge,  
und fallen in schweren Schlaf. (S. 26)*

Hier ist Knappheit der Form, Bescheidenheit des Ausdrucks und restlose, wenn nicht unerbittliche Ehrlichkeit des Fühlens. Im folgenden Gedicht vernehmen wir einen ähnlichen Ton:

*Herbstbeginn*

*. . . Laub raschelt über die feuchten Wege.  
Unter vergrämten Himmel hin  
streicht aufweinend der Wind . . . (S. 30)*

Ein pessimistischer, ja oft geradezu tragischer Zug kennzeichnet eigentlich schon seine erste, wie übrigens auch seine letzte, noch unveröffentlichte Lyrik. Aus der «Ankunft» zitieren wir noch:

*Nächte*

*Dass Nächte sind ganz ohne Sterne,  
wie klagt, o Gott, der Mensch dich an!  
Die Finsternis türmt dicht an Bettes Rand  
Blöcke auf Blöcke von Nacht  
und senkt  
tief in die Herzen  
Nacht, endlose Nacht.  
Was wir am Tage mühsam aufgebaut,  
sieh, mit einem Schlag zerhaut  
dies deine bittere, bittere Hand.  
Endlose Nacht, mit weinenden Bildern gefüllt,  
wieviele Tage müssen nun wieder in Sonne brennen,  
bis unser Jammer,  
unser grenzenloser Jammer um Verlorenes  
gestillt! (S. 50)*

Welch ungehemmte Verzweiflung bricht aus diesem Gedicht zutage! Gefasster drückt sich der Dichter Jahrzehnte später in seiner letzten Lyriksammlung, betitelt «*Von der inneren Herrlichkeit*» aus:

*Der ewige Wandel, VII  
Im Anfang war der Frühling.  
Durch die Mutterliebe blickte ich  
wie durch ein Kirchenfenster  
auf die Schönheit der Welt.  
Im Anfang atmete die Erde in unendlich strömendem Blau.  
Nie zu sättigende, herrliche Augenschau  
boten die Tage und Nächte all.  
Glück war der ewige Wiederhall.  
Im Anfang war der Frühling.  
Ich trat aus ihm heraus.  
Nun irre ich tief:  
unendlich in die Welt verloren,  
unendlich in die Welt versprengt.  
Und muss mich sammeln. («*Von der inneren Herrlichkeit*» S. 70)*

Ins allgemein Menschliche erhoben, zudem sehr melodisch in der Form, erklingen folgende 3 Strophen, die, eine Vorahnung vom nahenden Tode ankündigen:

*Abendwärts*

*Ich wartete auf ein Wunder  
ein Leben lang.  
manches ist erklungen —  
Viel mehr misslang.*

*Ich starre in die Runde:  
es sinkt, verblasst.  
Am alternden Munde  
zerstiebt die Hast.*

*Wo sind meine Flügel,  
mein heisses Herz?  
Alles entfällt dem Zügel  
abendwärts. («Von der inneren Herrlichkeit» S. 48)*

Es könnte scheinen, dass Emil Wiedmer die Welt allzu düster gesehen hätte. Er verschloss wohl im Innersten eine schmerzliche Weltschau, und sie bildet denn auch den stärksten und durchgehenden Akkord in seiner ganzen Lyrik. Seltener vermochte er frühlingfrohe, heitere, aber dennoch von unhörbaren Wolkenschatten gedämpfte Töne anzuschlagen.

Ein jedesmal anderer Dichter ist E. Wiedmer in seinen, auf wenige Dutzend Seiten zusammengedrängten Prosawerken. Nachdem ihm 1918 «Die Ankunft» eine verheissungsvolle Schriftstellerlaufbahn eröffnet hatte, erschien nach einem sechsjährigen Schweigen «*Der Einsame in der Landschaft*» (Orell Füssli, Zürich 1924. 2. Auflage 1925), eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen. Das sechsjährige Schweigen ist schnell erklärt, wenn man bedenkt, dass der Schriftsteller gerade zu dieser Zeit den Journalistengaul zureiten musste, was unermüdliche Nerven und unablässige Geduld erforderte. Einige Presseurteile über das äusserlich schmale Bändchen: «Der Dichter . . . hat seinen empfindungsreichen Prosastücken eine so edle Stilform zgedacht, wie sie die dichterische Kleinkunst nicht sobald wieder vorzuweisen hat. Sie haben ihresgleichen vielleicht höchstens noch in Hesses «Wanderung» (Hans Kägi in «Neues Winterthurer Tagblatt»). Dr. Hugo Marti vertrat im «Bund» folgende Auffassung: «. . . Nun gibt er eine Reihe Prosastücke, und jedes ist wieder ein verkapptes Gedicht . . .» Einige Beispiele, aus dem Zusammenhange herausgegriffen, mögen dies belegen: «Vogelkehlen werfen Netzwerk, aus Trillern und Gesängen zierlich funkelnd gewoben, in den Raum und gittern goldmaschig die Landschaft ein» (Schlusszeilen aus «Juralandschaft», S. 24). Oder: «. . . Niemals kann ich auf meiner Reise an jenem Orte vorübergehen, immer muss ich stehenbleiben,

innehalten und einige Herzschräge lang verweilen und lauschen: an dem Haus und an dem Garten meiner Mutter, in meinem Heimatdorfe. Es ist nur ein gewöhnliches, unansehnliches Haus wie tausend andere Häuser sind. Aber mit hell und tröstlich erleuchtenden Fenstern steht es zuversichtlich im Abend und liebe teure Schatten gehen um («Die Reise», S. 37).

Ein weiteres Zitat: «Es ist nicht gross, eher rührend klein. . . . Jedes Haus, eine Kleinigkeit nach rückwärts gelagert, schiebt gegen die Strasse einen gepflegten Garten vor. In seiner Nähe speit ein würdiger, solider Brunnen herrlich quellfrisches, gleissendes Bergwasser. Auf den Strassen und Wegen, um Haus und Scheune und Stall herum herrscht die Sauberkeit selbst. Wie appetitlich glänzen die Pferde Rücken, wie schimmern die fleischigen Häuse der Kühe und Rinder! Bescheiden, gediegen, helläugig prunkt niemand mit seinen Reichtümern. Eine gesunde Schamhaftigkeit verbietet glitzernden Tand und Kram und birgt Goldreichtum vor neidischen Blicken . . .» («Heimatdorf, S. 39 und 41).

Ganz anders, weit entfernt von jeder Lyrik, dafür aber der Erde und dem Bauerntum verhaftet, sind Prosastellen, wie diese: «. . . Die Stube, perseh! schien ein einziges grosses, nimmersattes Maul zu sein. Der Raum war ein einziges Sprechen, Gläser-, Teller- und Löffelklirren, Füssescharren, Tuscheln, Husten, Nasenschneuzen, Lachen, Schnauz- und Mundabwischen, Sichnieder setzen und Aufbrechen . . .» («Berner Landmarkt», S. 32).

Wer sich in dieses Bändchen («Der Einsame in der Landschaft») hineinliest, fühlt sich vom Feingold der Wiedmer'schen Prosa in Beschlag genommen und kommt vom Banne nicht los, bis er das Büchlein, das so vielstimmig und verschiedenartig erklingt, zu Ende gelesen hat. Es ist auch begreiflich, dass dieses köstliche Beispiel literarischer Kleinkunst schon das folgende Jahr eine 2. Auflage erlebte und seither vergriffen ist.

Wer würde dem Schriftsteller und Journalisten aber erst recht das folgende Bändchen: «Zeitgenossen» (E. Löpfe-Benz, Rorschach 1926, illustriert von Rolf Roth) zutrauen? Es sprüht darin nur so von Witz, von unverblühten Anspielungen und von unverhohlener Angriffslust. Wir treffen also nochmals auf einen ganz unvermuteten Wiedmer: auf den forschen Zeitkritiker, der unechte Streber, gerissene Schmeichler, selbstbewusste Biertischstrategen im bunten Schweizerhaus scharf auf's Korn nimmt.

«Ha, da wird es lebendig in den Reihen der Biertischpatrioten, die geborene Erfolgsanbeter sind, geeichte Schnorranen und Besserwisser und Besserköhner. Da sitzen sie dann zu allen Stunden des Tages und der halben Nacht hinter ihren Krügen verschanzt, umwölkt von riesigen Rauchwolken, und legen los mit ihren Pfeifen, Stumpfen, Worten, Ellbogen und Strampelbeinen. Da sie

Primariecher sind, haben sie natürlich schon lange vorausgeahnt, dass der in Ungnade Gefallene dem Ansturm der Feinde nicht gewachsen war, . . . Ans Kreuz mit dem Geschlagenen, Hosiannah dem Kommenden neuen Manne!» («Biertischpatrioten», S. 45).

Glänzend ist ihm die nachstehende Skizze gelungen: «. . . *Unsere* Kreatur ist im allgemeinen ein besonderes Exemplar Mensch . . . ein Zeitgenosse. Wie verdammt reichhaltig doch diese anrühige Spezies ist! . . . Von Natur ein Blinzler, der es faustdick hinter den Ohren und klafterweit in der Berechnung hat, wittert dieser schäbige Schleicher, dieses Reptil Tag und Nacht im Patron, im Chef, im Vorgesetzten nach der Barometerhöhe, dem Windzug, dem Wetter, der Meinung und Aussicht, und ist überselig glücklich, ja er deliriert im Geiste, wenn seine Auswitterung es ‚gebreichet‘, ist tödlich bleich, wenn er daneben geraten. . . . und das Traurige dabei ist der Umstand, dass diese Judasse gleichbedeutend sind mit dem Untergang des Guten, Rechtschaffenen, Tüchtigen, Braven, Senkrechten, und gerade dieser Untergang der Guten, Anständigen, Vernünftigen, Rückgratigen sollte um aller Gerechtigkeit und allem gesunden Sinnes und aller Vernunft willen vermieden werden, sofern die Gegenwart nicht neuerdings wieder masslos blamiert sein will. Denn die Welt und damit der einzelne Mensch kommt nur durch die Flotten, Strammen, Guten, Ehrlichen und Unerschrockenen vorwärts und niemals durch die Jammer- und Schandfiguren der Kreaturen dieser Erde und wer von uns eine solche Kreatur unschädlich macht, der sichert sich vor den Menschen einen unverwelklichen Kranz und im Himmel ist ihm ein goldener Thron bereitet. Wer wagt’s?» («Die Kreatur», S. 15 und 16»).

Sämtliche Charakterskizzen sind zügig hingeworfen, und es eignet ihnen eine hinreissende Überzeugungskraft. Die Zeichnungen Rolf Roth’s wirken wie Schlagschatten, welche die Figuren noch deutlicher hervorstechen lassen. Nicht ohne Verbitterung, jedoch bar jeder Ironie, glossiert der Verfasser in den «Zeitgenossen» auch die eigenen Alltagspflichten. In einem einleitenden Bekenntnis zerstört er vorerst das Trugbild, das sich die meisten Leser von dem durch seinen Beruf allmächtigen, durch seine Feder gefürchteten und anscheinend nur glücklichen Journalisten machen: «Lieber Leser, . . . ich hebe den Vorhang und will dir dieses Wesen nicht im gleissnerisch lügenden Rampenlicht von prunkvollen Festvorstellungen zeigen, sondern hinter den Kulissen, einsam Nächte durchschuftend, . . . in seiner Klausur, im Schweiss gebadet, Sätze hinfliehernd, Ruhm der andern arrangierend, uneigennützig das Sprungbrett für andere zurechtzimmernd, . . . indessen die Andern weiterfesten, pokulieren oder den Schlaf des Gerechten schlafen, noch im Traume von einem befriedigenden Siegeslächeln verklärt» («Der Zeitungsmensch», S. 24).



Als letztes Zitat folge noch ein Ausschnitt aus dem reizenden Heftchen, das den Titel «Sommerreise» trägt (Paul Altheer, Zürich, Juli 1924). Dieses Kleinod, 8 köstliche Skizzen enthaltend, erschien im gleichen Jahr, wie «Der Einsame in der Landschaft» und scheint dessen Inhalt weiterzuspinnen. Eine Probe daraus könnte einer Tagebuchnotiz entnommen sein: «Ein bisschen absonderlich wohl, der Gedanke, hier oben auf dem Grat ganz allein zur nachtschlafenden Zeit eine Handvoll Raketen abzubrennen! Aber was kümmerte mich je viel die Meinung der Welt, wenn ein unschuldiges Vergnügen mir Spass und niemandem sonst Kummer bereitete. Im übrigen schadet es wirklich gar nichts, die spärlichen Sterne dieses Abendhimmels um einige Dutzend neue, wenn auch bloss aus Menschenhand, zu vermehren, und wenn auch diese Flittersterne bloss für die Dauer von ein paar Augenblicken aufleuchten und danach ein für alle Male zerstoßen sind. Was liegt daran, wenn es mir nun einmal Freude macht. Ich bin es ja, dessen Augen ihnen ein Tröpflein Ewigkeit borgen, und damit gut. Und eine Augenweide, gleichgültig welcher Art, ist der Frohsinn schon wert, der mich jetzt durch und durch befeuert. Er sei gepriesen und gefeiert. Darum los denn, emporsausender Strahl. Deine glänzende Bahn ist die Spur eines funkelnden Wunsches, den mein Herz in den Himmel schleudert. Alle guten Geister seien gelobt. Auf von der Erde denn, du blitzest Sieg. Und deine Fahrt ist lauter Leuchten, wie wenige sind dir ebenbürtig. Dein Zischen ein Trompetenstoss, meinem glücklichen Ohr erklingt es als schönste Auferstehungsmusik. Und noch im Neigen verspürst du keinerlei Furcht. Lächelnd blickst du dem Ende entgegen. Und dann das Ende selbst, das Aus und nicht mehr Sein: ein kurzer, fester Knall, ganz Entschlossenheit und Trotz, und daraus heraus, über den Tod hinaus, noch ein Regen von Sternen. Wer will mehr? Wer kann mehr? Das ist genug, übergenug. Darum sei bedankt, du wackeres Dutzend Raketen» («Sommerreise», S. 11 und 12).

Es handelt sich hier um ein herrliches Gedicht in Prosa, wobei jeder Wunsch nach einer herkömmlich gebundenen Form mit Reim und Silbenzahl fehl am Platze wäre, da sich Gedanke, Gefühl und äussere Form in solch seltener Vollkommenheit durchdringen.

So zeigt es sich, nach einer etwas gedrängten Werkschau, dass es, wie einleitend erwähnt, ziemlich schwerhält, dem Dichter und Schriftsteller Emil Wiedmer gerecht zu werden. Er barg einen grösseren Reichtum in sich, als er nach aussen hin anmerken liess, mehr auch, als ihm vergönnt war, im Wirbel der Geschäfte und Alltagspflichten zu gestalten und in Werkform erscheinen zu lassen. Es rangen in ihm ganz wesensverschiedene Elemente um Ausdruck, so dass vielleicht dennoch die vom Verfasser dann und wann beklagte Berufslast des Journalismus den ihm wohl kaum bewussten Ausgleich schuf.